und England. Diese Panzerthürme, die gegen die Stahlgranaten der schwersten Schiffsgeschütze völligen Schutz gewähren, bilden eine gewaltige Wehr gegen Frankreichs Seemacht. — Ein Geschoß von 2000 Pfund Schwere — glücklich derjenige, dem es nicht an den Kopf fliegt!

Handwerk und Studium in der guten alten Zeit. Daß unsere alten Zunftmeister einen hohen Grad von Standesbewußtsein besaßen, erhellt aus folgender Historia, die ein Joh. Balth. Schupp in einer Chronik aus mittelalterlicher Zeit erzählt: „Ich habe einen Studenten gekannt, so eines Schmiedes Sohn war aus einem Landstädtgen, der behafft sich auff Universitäten gar elend und studirete sehr fleißig; er brachte es endlich soweit, daß er mit höchstem Ruhm ein Doctor der beyden Rechten werden konnte. Er schriebe an seynen Vater und bat ihn höflich, er wolle ihm beförderlich seyn, daß er Doctor werden könne. Der Vater ließ die gantze Zunfft der Schmiede zusammen kommen und fragte: „Ob wohl hiebevor geschehen, daß eines Schmiedes Sohn Doctor worden sey?" Da antwortete die gantze Zunfft der Schmiede: „Nein, das sey in der Stadt nicht Herkommens, sondern es sey ein unerhörtes ungereimtes Ding in ihrer gantzen Stadt, daß Schmieds Kinder Doctores würden, und man sollte es billich bey dem Herkommen, bey der alten löblichen Gewohnheit lassen verbleiben." Der Vater antwortete: „Wohl, ihr lieben Zunfft-Brüder, weil es nicht Herkommens ist, so soll auch mein Sohn nicht der erste seyn, der wider die alte löbliche Gewohnheit, wider das Herkommen sündigen soll oder ich will ihm mit diesem meinem Hammer die Hirnschale entzwey schlagen." Darauf schrieb er alsbald an seinen Sohn: „Lieber Sohn ich vernehme ungern, daß Du Doctor werden wolltest, ich habe alle meine Zunfft-Brüder, sonderlich den alten Meister Peter gefraget, was sie davor dünke, welche einmüthiglich mir geantwortet, daß das nicht Herkommens in der Stadt sey, daß der Schmiede Kinder Doctores würden. Als bitte und ermahn ich dich väterlich und treulich, daß du deinem Vaterlande den Schimpff nicht anhängest und etwas neues anfangest. Ich rathe dir auch treulich, daß du nicht naseweise werdest, weder unser Stadtschreiber und der alte Procurator, Schreiber-Hanß, deren keiner ein Doctor ist, und sind doch ehrliche und vornehme Leute, welche genugsam in die Milch zu brocken haben. Wirstu meiner väterlichen Vermahnung zuwider handeln, so will ich dich für meinen Sohn nicht erkennen. GOTT befohlen." Ob der Sohn den väterlichen Rathschlägen gefolgt ist, darüber weiß die „Chronik" nichts zu melden.

Ueber frühes Heirathen und Ehedauer. Ueber die ehelichen Verhältnisse der berliner Bevölkerung enthält das berliner statistische Jahrbuch einige interessante Aufschlüsse. Besondere Aufmerksamkeit ist darin der Ehedauer gewidmet. In dieser Hinsicht ergiebt das umfangreiche Zahlenmaterial, daß bei den gelösten Ehen die früh heirathenden Frauen sich den später heirathenden gegenüber erheblich im Nachtheil befinden. Daß die Ursache davon nicht etwa in einer früheren Sterblichkeit des Mannes liegt, geht deutlich aus den statistischen Angaben hervor, und man muß sie demnach in einer frühern Sterblichkeit der Frau suchen. Somit scheint die Annahme gerechtfertigt zu sein, daß die von sehr jungen Mädchen geschlossenen Ehen nicht diejenige Dauer versprechen, wie jene, bei deren Abschluß die Frau über 20 Jahre alt ist; es ist wahrscheinlich, daß die Nachtheile mit der größern Jugend wachsen. Vermuthlich ist ein innerer Zusammenhang vorhanden zwischen dieser Erscheinung und der Kinderzahl. Letztere beträgt durchschnittlich 5,1187 für Ehen, die von der Frau im Alter von weniger als 20 Jahren geschlossen wurden, weiter: 4,9497 zwischen 20 und 25, 4,0345 zwischen 25 und 30, 2,6909 zwischen 30 und 35, 1,1563 für Ehen, bei denen die Heirathende über 35 Jahre alt war. Mit der Jugend der Frau wächst aber nicht nur die Kinderzahl, sondern auch die Kürze der Zeit bis zur Geburt des ersten und des zweiten Kindes, wobei besonders stark der Gegensatz zwischen den unter zwanzig und den in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre heirathenden Frauen ist. Dies scheint darauf hinzudeuten, daß die allzu schnelle Geburtenfolge bei vielen jung Heirathenden einen verkürzenden Einfluß auf die Ehedauer ausübe. Indessen muß bei diesen Schlüssen, die von allgemeinster Bedeutung sind, ausdrücklich betont werden, daß sie noch keineswegs sicher bewiesen, sondern nur Andeutungen sind, daß sie aber, trotzdem ihnen die wissenschaftliche Grundlage fehlt, doch viel Wahrscheinlichkeit für sich haben. Unter allen Umständen können die Eltern unserer jungen Mädchen wohl den Rath annehmen, der sich in den obigen Ausführungen ausspricht.

Zur Erinnerung an die Mainzer Clubistenzeit. Zur Erinnerung an die Revolutionszeit vor 100 Jahren hat die Mainzer Stadtbibliothek eine Ausstellung veranstaltet, welche die Vorgänge von damals eindringlich vor Augen führt. Mainz litt bekanntlich unsäglich unter den jahrelangen Kämpfen; erst waren es die französischen Revolutionsheere, dann die des Kaisers Napoleon, welche immer wieder in der Stadt Fuß faßten. Eine große Anzahl behördlicher Bekanntmachungen, Bilder, Broschüren, Assignaten u. a. m. geben ein Bild von den Ereignissen jener Zeit. Besonders fesseln die Proklamationen des beklagenswerthen George Forster, der im März 1793 mit dem idealistisch gesinnten Lux nach Paris ging, um für den Anschluß von Mainz an die französische Republik zu wirken. Beide wurden an der Seine bald von ihren Illusionen geheilt und Lux, der Verherrlicher der Charlotte Corday, mußte auf dem Schaffot erfahren, wie die Franzosen sich unter Umständen den Begriff „Freiheit" zurechtlegten.

Holzgewebe. Eine neue Erfindung, die Prof. Mitscherlich in Freiburg gemacht hat, darf allgemeines Interesse in Anspruch nehmen; er hat ein Verfahren erfunden, durch welches Holz derartig bearbeitet werden kann, daß es sich verspinnen läßt und aus ihm webefähige Faden hergestellt werden können. Die einzelnen Holzfasern werden bei diesem Verfahren dadurch von einander getrennt und zum Verspinnen vorbereitet, daß das Holz zunächst in einzelne dünne Brettchen zerschnitten wird, welche wiederholt geriffelte Walzen zu durchlaufen haben, wodurch die Brettchen stark gebogen und vielfach eingeknickt, aber nicht gebrochen werden. Durch eine derartige Bearbeitung der Holzbrettchen verlieren dieselben ihren Zusammenhang, so daß sie in der Richtung quer zu den Fasern leicht zerrennt werden können, während die einzelnen Fasern in ihrer Längsrichtung eine bedeutende Festigkeit erlangen und nur schwer zerreißbar sind. Die gebildeten Längsfasern werden abermals durch Riffelwalzen geschickt und auf dieselbe Weise so lange weiter bearbeitet, bis die einzelnen Fasern die nöthige Zartheit und Weichheit erlangt haben. Dieselben lassen sich in ähnlicher Weise wie rohe Baumwolle bearbeiten und zur Herstellung von Geweben verwenden, die man beliebig färben und dadurch die Holzfasern für die verschiedensten Zwecke im praktischen Leben verwendbar machen kann.

Persische Sprichwörter. In einem vor kurzem erschienenen Werke des Engländers J. Pool über den Mohamedanismus befindet sich auch ein lehrreiches Kapitel über die Sprichwörter der Islambekenner. Nicht ohne Tiefsinn sind besonders die persischen Sprichwörter. So lautet eines: „Sei nicht ganz Zucker, oder die Welt wird dich auffangen." Ueber den Sinn kann man verschiedener Meinung sein. Die Deutung liegt wohl am nächsten, daß große Gutmüthigkeit gründlich im Menschenleben ausgebeutet zu werden pflegt. Widerspruch werden gewiß hier und da die Worte hervorrufen: „Von vier Dingen hat jeder Mensch mehr als er weiß — von Sünden, Schulden, Jahren und Feinden", aber wer möchte nicht die tiefe Lebenswahrheit anerkennen, die in dem Sprichworte ausgedrückt liegt: „Die ganze Welt ist zu eng für zwei Feinde; ein Nadelöhr ist weit genug für zwei Freunde", und ebenso in dem folgenden: „Nur nach fruchttragenden Bäumen wirft man mit Steinen und Stöcken!" Aber die Krone in Bezug auf Lebensweisheit scheint ein anderes persisches Sprichwort zu verdienen, welches lautet: „Einen Stein, der für die Mauer paßt, läßt man nicht auf der Straße liegen." Es kann als Trost für diejenigen gelten, deren Verdienste um das öffentliche Wohl eine Zeitlang verkannt werden: schließlich kommt die Stunde auch für sie, da man ihren Werth erkennt und ihnen den Platz einräumt, den sie am würdigsten auszufüllen vermögen.

Ein amerikanischer „Kadi." In New Orleans wurde vor kurzem ein Mensch angeklagt, zur Nachtzeit in ein Haus eingebrochen zu sein und einen Diebstahl begangen zu haben. Er hatte ein Loch in die Mauer gemacht, durch dieses den obern Theil seines Körpers gezwängt, und sich dann der Gegenstände bemächtigt, die er zu haben wünschte. Sein Anwalt behauptete, nicht der Angeschuldigte sei in das Haus eingedrungen, sondern nur ein Theil von ihm. Der Gerichtshof gab hierauf das Urtheil ab, daß die obere Hälfte des Menschen schuldig sei, und sprach den übrigen Theil frei. Der Richter verurtheilte darauf die schuldige Hälfte zu einem Jahre Gefängniß und überließ es ihrer Wahl, die unschuldige Hälfte abzuschneiden oder mit sich zu nehmen.

Wissenschaft. Kunst. Litteratur.

Falkenstein, Aerztlicher Reisebegleiter und Hausfreund. Eine Anleitung zur Verhütung von Krankheiten und Rathschläge zu deren Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe. Neunte Auflage. 1893. (Verlag Richard Schoetz, Berlin.) Das Buch, dessen neunte Auflage vorliegt, giebt Rathschläge zur Verhütung von Krankheiten und zu ihrer Behandlung bei Mangel an ärztlicher Hilfe. Diese schwierige Aufgabe ist gut erfüllt. Das Buch unterscheidet sich vortheilhaft von Werken mit ähnlichem Titel schon dadurch, daß hier auch Rücksicht auf die neueren Errungenschaften der Medizin genommen wird. Der Verfasser giebt uns seine Gesundheitsregeln und Heilvorschriften für Reise und Haus mit der für den Nichtarzt nothwendigen Beschränkung; dieselben zeichnen sich durch klare und leicht faßliche Anweisungen aus. Das Buch kann überall, wo im Augenblick der Arzt fehlt, durch die darin enthaltenen bewährten Rathschläge von großem praktischen Nutzen sein.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 101. **Halle a. d. S., Montag den 1. Mai** **1893.**

[19]

Den Herrn im Hause.

Humoristischer Roman von Heinrich Vollrat Schumacher.

Ehe die beiden Freunde zur Mühle hinübergingen, nahm Josias Lucknow seinen Sohn einen Augenblick beiseite.

„Es trifft sich herrlich," sagte er händereibend, „daß du den Baumeister schon von früher kennst. Da wird es dem da drüben nicht gelingen, ihn in seine Netze zu ziehen. — Sei nur ruhig," unterbrach er sich, „ich fange nicht wieder von dem Freiherrn an! Aber eine dringende Bitte habe ich an dich, Werner. Und ich denke, du könntest deinem alten Vater schon die Freude machen!"

„Nun?"

„Biete dem Baumeister die beiden Zimmer nach dem Garten zu an, meinetwegen die halbe Etage, aber sieh zu, daß er zu uns zieht. Hörst du?"

„Wenn du glaubst, Papa, daß Waldeck sich beeinflussen lassen wird . . . ."

Josias Lucknow machte ein scheinheiliges Gesicht.

„Nichts glaube ich, gar nichts! Es ist mir ja hauptsächlich um dich zu thun. Meinst du, ich habe es nicht bemerkt, wie melancholisch und verstimmt du in letzter Zeit geworden bist? Du lebst zu einsam und der Baumeister scheint ein netter Mensch, er wird dich ein wenig aufheitern!"

Werner Lucknow seufzte. Wenn der Alte gewußt hätte, wie sehr er recht hatte und was eigentlich die Ursache vom Trübsinn seines Sohnes war.

„Ich will's versuchen!" erwiderte er nach einer kleinen Pause. „Obgleich, wie gesagt, Waldeck sich schwerlich bestimmen lassen wird . . . ."

„Er wird schon! Dringe nur recht in ihn! Thu' das Deinige! Versprichst du's mir?"

„Ja, ja!"

„Das Deinige, Werner, das Deinige!" — — —

Ohne Schmeichelei, die Mühle war ein Etablissement, dessen Hohenbüch sich hätte rühmen können, selbst, wenn es statt eintausendzweihundert — achtzigtausend Einwohner und statt eines Baches einen großen Strom gehabt hätte. Da war jeder Wassertropfen ausgebeutet, sogar in elektrischer Kraftübertragung hatte Werner sich versucht, und es war ihm erstaunlich gelungen. Und erst die Verbesserungen an den Maschinen! Mancher altgediente Ingenieur wäre froh gewesen, alle diese scharf und sinnreich ausgefügelten Neuheiten in der Liste seiner Patente zählen zu dürfen.

Waldeck machte aus seiner Anerkennung kein Hehl. Aber er verscheuchte dadurch die Wolke nicht, welche auf Werners Stirn lagerte. Die Mühle war's also keinenfalls, die ihn an Hohenbüch fesselte. Aber was sonst? Lag die Melancholie hier in der Luft, oder — sollte dieser tiefsinnige Mensch da vielleicht um ein paar schöner Augen willen . . .?

Gestern hatte Baumeister Waldeck diesen Gedanken als absurd belächelt, heute jedoch — nach einer in einem Eisenbahnwaggon vierter Klasse verbrachten Nacht — hatten ein Paar schöner Augen gerade bei besonders intelligenten Männern nicht schon oft das Seltsame bewerkstelligt, daß diese ihre Vernunft nur dazu gebrauchten, um recht unvernünftig zu handeln?

Waldeck war nicht neugierig beanlagt, aber trotzdem beschloß er zu versuchen, ob sich nicht auch in der Herzensmühle dieses jungen Müllers einige Schleusen aufziehen ließen.

Sie standen an einem Fenster, welches ihnen einen Rundblick über die Gegend gestattete. Werner hatte ihm diese erklärt.

„Der Fußpfad, der von dem Stege dort unten weiter läuft, ist unsere Grenze auf der einen, der Bach auf der anderen Seite!"

„So gehört das kleine Häuschen nicht mehr Ihnen, welches da aus dem Grün hervorlugt?"

„Nein!"

Dieses einsilbige „Nein" war so melancholisch, daß Waldeck verwundert aufblickte.

„Es scheint eine Art von Badehaus zu sein!" bemerkte er, nur um etwas zu sagen.

„Ja, ein Badehaus!"

Das Benehmen Werners wurde dem Baumeister immer räthselhafter. War es nicht eben wie ein Schauder durch den Körper des jungen Mannes gegangen? Und hatte er nicht wie frierend mit den Zähnen geklappert?

„Ah, richtig! Es liegt ja jenseits der Grenze. Da gehört es wohl Ihrem Nachbar?"

„Dem Nachbar!"

Seltsam! Nun brannte Werners Gesicht wieder wie Feuer. Und plötzlich fuhr er zusammen und einen Schritt vom Fenster zurück und wurde fast gespensterhaft bleich, während er aus weitaufgerissenen Augen auf ein Stückchen rothen Zeuges starrte, welches sich da unten zwischen den Gebüschen um das Badehaus umherbewegte.

„Aber was haben Sie denn, lieber Freund?" fragte der Baumeister verwundert.

Der junge Lucknow antwortete nicht. Er hatte die Frage überhaupt nicht gehört. Waldeck wurde die Sache unheimlich. Entweder litt sein Freund am Wechselfieber, oder —

Da! Wieder ein anderer Ausdruck! Ein Gemisch von Erleichterung und Enttäuschung, von Selbstverspottung und Genugthuung.

Das Stückchen rothen Zeuges war an den Rand des Baches hervorgekommen. Es gehörte zu dem Kleide eines alten Bauernweibleins, welches da unten hockte und Gras schnitt; wahrscheinlich stahl.

Vielleicht für ein Pferd, vielleicht für eine Ziege, vielleicht auch für eine Kuh.

Waldeck wäre das ja furchtbar gleichgiltig gewesen, wenn er nicht ein Symptom darin erblickt hätte. Nicht in dem Grasschneiden, wohl aber in der Wirkung des Zeugfetzens auf Werner Lucknow. Ein spanischer Arenastier würde darauf losgefahren sein, dieser junge Mann jedoch fuhr davor zurück. Freilich war er weder ein Stier, noch lebte er in Spanien, aber nicht nur in Spanien gab's Frauen, sogar auch in Frankreich. Denn würden sonst die Franzosen bei jeder dunklen Geschichte fragen: Où est la femme?

Der Baumeister war kein Franzose; trotzdem fragte er sich in diesem Augenblicke dasselbe. Er verstand ja Französisch. Aber er meinte mit „la femme" nicht das alte Bauernweiblein da unten am Bachrande.

„Ihre Mühle jöhnt mich fast mit Hohenbüch aus!" warf er leicht hin, Werner verstohlen beobachtend. „Ein herrliches Besitzthum. Aber ihm fehlt doch noch etwas, lieber Freund, ihm und Ihnen. Eine Frau!"

Auf Werner's Gesicht wechselten jetzt die Farben so schnell, daß es ohne Schnellseher unmöglich schien, sie zu unterscheiden. Und dazu wendete sich dieser junge Mann noch schroff ab und stieß mit erstickter Stimme das eine Wort heraus: „Nie!"

Waldeck lächelte. Der Franzose hatte auch hier mit seiner Frage recht behalten.

„Dieses ‚Nie' sagt alles, lieber Freund!" entgegnete der Baumeister nach einer kleinen Weile in einem so warmen Tone, daß Werner's sich regender Groll über seine Zudringlichkeit sofort wieder verflog. „Verzeihen Sie meine anscheinende Indiskretion, allein ich bildete mir in diesem Augenblicke wahrhaftig ein, wir befänden uns wieder, wie damals, in Indien, in irgend einem einsamen, von aller Civilisation abgesperrten Dschungel-Distrikt, zwei einzelne Europäer inmitten eines verständnißlosen Volkes von Wilden! Wissen Sie noch: diese Abende am Lagerfeuer, unter einem fremden, unbewegten Himmel, in der Ferne ab und zu das Gebrüll eines Raubthiers?

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930501039/fragment/page=0001

Abende, so recht zu Herzensergießungen geschaffen! — Eine seltsame Ideenverbindung, nicht wahr? — Denn wir sind in unserem Deutschland ungeheuer civilisirt, selbst ein Dichter würde die Schilfhalme da unten am Bache kaum für Dschungeln halten können. Wilde giebt's überhaupt nicht, und wenn mal etwas brüllt, so ist's höchstens ein Ochs oder eine Kuh. Aber trotzdem — ich will den Hohenbüchern nicht zu nahe treten . . ."

Werner Lucknow drückte ihm mit schweigendem Danke die Hand und in seinem Gesichte leuchtete es hoffnungsvoll auf.

„Ich glaube, Sie sind für mich zur rechten Zeit gekommen, Gerhard!" sagte er dann sinnend. „Jedenfalls wird mir eine Aussprache Erleichterung gewähren, wenn Sie auch schwerlich in der Lage sein werden, mir zu helfen. Denn Sie haben richtig gelesen: mein Herz ist auf Kosten meines Kopfes gewachsen. — Doch kommen Sie! Hier im Angesichte dieses unglückseligen Badehauses vermag ich nicht zu sprechen. Da vermögen meine Knie nur zu schlottern und meine Zähne zu klappern. Und da ist meine Zunge wie gelähmt!"

Er führte den Baumeister in den Maschinenraum. Für eine vertrauliche Unterredung ein vielleicht seltsam gewählter Ort. Aber unter dem Sausen und Zischen der Treibriemen, bei dem Klappern und Knattern der Räder und in dieser endlosen, hastenden Beweglichkeit um ihn her fand er seine volle Ruhe wieder; ja durch die Schilderung seines Rencontres am Badehause brach sogar ein Schimmer von Humor, wie mitten durch das Brausen des Sturmes und das Treiben der Wolken hindurch zuweilen ein Stückchen blauenden Himmels auf die gängstigte Erde herniederlacht.

„Und so," schloß Werner endlich mit einem trüben Lächeln, „leben Ulla und ich wie auf zwei durch die ganze Wassermasse des Oceans geschiedenen Inseln. Es ist, als ob dieser wilde, tobende Parteienkampf unserer Zeit nur erfunden wäre, um uns zu trennen! Zum Verzweifeln!"

In Waldeck war bei Werner's Schilderung ein Gedanke aufgetaucht.

„Aber, bester Freund," meinte er in scherzhaftem Tone, durch den jedoch ein gewisser Ernst hindurchklang, „das: sie konnten zu einander nicht kommen, das Wasser war viel zu tief!" gilt doch heute nicht mehr. Man baut eben einfach eine Brücke darüber und spaziert hübsch trockenen Fußes ans andere Ufer!"

Werner ging auf den Ton ein.

„Leider habe ich mich nie im Brückenbauen versucht!" entgegnete er.

„Wozu hat man aber Freunde? Sehen Sie mich zum Beispiel an! Ich habe schon manchmal welche hingestellt — na, und wenn sie den Eisenhut des Dampfrosses aushielten, warum nicht auch das Füßchen eines kleinen, kapriziösen Freifräulcins? Ja, wenn es sein muß und das Wasser nicht gar zu breit ist, bin ich aus lauter Opfermuth sogar imstande, mich selbst als Steg hinzulegen, nur zu starkes Auftreten müßt' ich mir verbitten!"

Der andere sah ihn verständnißlos an.

„Sie als Steg?" wiederholte er. „Ich verstehe nicht . . ."

Der Baumeister lachte.

„Was würden Sie sagen, wenn sich Ihr indischer Freund und Kampfgenosse Gerhard Waldeck da drüben in das alte Schloß enquartirte, mitten in den Staub und Moder der Vergangenheit, um der Gegenwart die Hand zu reichen, oder — formuliren wir's richtiger, um mit dem Rohrstock der Gegenwart jenen Staub und Moder aus den Möbeln, Kleidern und Köpfen da drüben einmal tüchtig auszuklopfen? Wer weiß, ob dann nicht aus dem aristokratischen Püppchen ein ganz niedlicher Müllerfalter ausschlüpfte? Das Thierchen würde nicht einmal einen schlechten Tausch dabei machen; denn Mehlstaub nährt jedenfalls besser als Stammbaumstaub. — Sie verstehen immer noch nicht? Dann ein aufklärendes Wort: Tippelchen!"

Werner schüttelte verwundert den Kopf.

„Tippelchen?"

„Gewiß, Tippelchen! Der gute Mann kam heute morgen mit Zunge und Schwert, um mir im Namen des augenblicklich verreisten Freiherrn Schloß, Hof, Acker, Vieh und alles, was sein ist, feierlichst zu Füßen zu legen. Freilich hatte ich nicht im entferntesten die Absicht, gegen das Gelüste-Gebot nach fremdem Eigenthum zu sündigen, aber, weiß der Himmel, die Luft hier scheint nun einmal von Partei-Bacillen zu wimmeln! Kaum hat man auch nur die äußerste Spitze von der Nasenspitze hineingesteckt, so sind sie einem auch schon bis in das Hirn gedrungen und man muß den tollen Veitstanz der Intrigue mittanzen!"

Sein sonst für sein Alter fast ein wenig zu ernstes Gesicht strahlte von dem Glanze einer echten, fröhlichen Freundschaft und mit einem herzlichen Lachen streckte er Werner beide Hände hin. Nun endlich begriff dieser, und auch in seinem Gesichte leuchtete eine helle Freude auf.

„Gerhard!" rief er, die Hände des Baumeisters ergreifend. „Das wollten Sie für mich thun? O mein Gott, Sie geben mir neue Hoffnung, in demselben Augenblicke, da ich ihren letzten Rest begraben wollte! Wie soll ich Ihnen danken!"

„Brrr! Keine Sentimentalitäten!" schüttelte sich Waldeck mit komischem Widerwillen. „Das gab's früher einmal. Jetzt aber heißt's: ernst ist das Leben, drum heiter sei die Kunst! — Adieu!"

„Wie, Sie wollen fort?"

„Zum Teufel, Freund! Damals in den Dschungeln, als der Tiger über meinem Haupte schwebte, haben Sie sich da lange bedacht, loszuschießen? Und soviel ich davon verstehe, — es ist allerdings verflucht wenig! — hat sich Frau Minne Ihnen gegenüber in solch' eine herzblutgierige Bestie verwandelt. Drum — nun ist die Reihe an mir! — Feuer, ehe es zu spät ist! Sie werden's knallen hören!"

Und mit beflügelten Schritten eilte er davon. Werner schaute ihm nach, bis er um die nächste Ecke verschwunden war. Und zum erstenmal seit seinem unfreiwilligen Badehaus-Bade klopfte ihm das Herz freudig und hoffnungsvoll!

Bis er seinen Vater über den Mühlenplatz kommen sah. Da fuhr er zusammen und besann sich, und es war ihm, als habe eine hohle, grabesdumpfe Stimme in seinem Innern etwas gesagt.

„Werner Lucknow! Nennst du das: das Deinige thun?"

Auch der Baumeister fuhr, als er eine Viertelstunde später in Frack und Cylinder Einlaß begehrend an der Thür des Schlosses stand, plötzlich zusammen und besann sich, und auch ihm war's, als habe eine Stimme in seinem Innern etwas gesagt. Eine spöttische, überlegen höhnende Stimme, die unter einem kecken Näschen aus einem kirschrothen Munde kam, in dessen einem Winkel das Ende eines langen, blonden Zopfes steckte.

Die Stimme des Stubenmädchens.

„Siehst du wohl, mein Kerlchen? Nun habe ich dich doch so weit, wie ich wollte!" (Forts. folgt.)

[2]

Weiße Hanne.

Novelle von Th. de Grave. Deutsch von W. Thal.

Nur Cantenoy, der von einem zum andern ging, schien von seiner gewöhnlichen Jovialität nichts eingebüßt zu haben. Nicht daß der Unfall nicht auch ihn erschüttert hätte, aber er war jetzt der Meinung, die verhängnißvolle Zahl hätte jetzt ihre Schuldigkeit gethan und hielt sich nun vor fernerem Unheil gefeit.

„Na! Was sagte ich Ihnen?" sagte er zu uns. „Der arme Maucourt! Er wird den unglücklichen Einfall gehabt haben, uns zu zählen, und da hat ihn die Zahl Dreizehn erschreckt. Ah, das ist kein solcher Skeptiker, wie Ihr . . ."

Während wir uns allen möglichen Betrachtungen hingaben, bemühte sich Frau Cantenoy, die bei dem Kranken geblieben war, ihm einige Tropfen einer stärkenden Tinktur einzuflößen. Dieses Mittel brachte bald seine heilsame Wirkung hervor; denn schon nach wenigen Sekunden erwachte Herr v. Maucourt aus seiner Ohnmacht. Die Leichenblässe auf seinem Gesicht war verschwunden; die Blutcirkulation zurückgekehrt; mit einem Wort, der Anfall war vorüber, und er war bald imstande, sich mit seiner liebenswürdigen Wirthin zu unterhalten. Er dankte natürlich zuerst Frau Cantenoy für ihre Theilnahme und entschuldigte sich dann wegen der Störung, die er verursacht.

„Davon sprechen wir später," sagte sie; „Sie befinden sich wohler, das ist die Hauptsache. Jetzt ruhen Sie sich nur ein wenig aus! Sind Sie noch sehr schwach?"

„Durchaus nicht, gnädige Frau; ich verspüre sogar einen ganz gesegneten Appetit."

„Das ist ein gutes Zeichen! Wenn Sie mir nun folgen wollen,

so kommen Sie in den Speisesaal und setzen sich mit Ihren Freunden zu Tisch, die alle höchst besorgt sind und sich freuen werden, Sie wieder vollständig hergestellt zu sehen."

„In den Speisesaal gehen? O nein," erwiderte er ängstlich, „wenigstens nicht heute!"

Dann setzte er, halb zu sich sprechend, hinzu:

„Es ging über meine Kräfte! . . . . Aber welch seltsames Zusammentreffen!"

Bei diesen Worten hatte sich Maucourt vom Sopha erhoben und ging anscheinend in tiefes Nachdenken versunken im Zimmer auf und ab; dann sagte er etwas zögernd:

„Gestatten Sie mir, gnädige Frau, bis morgen in diesem Zimmer zu bleiben."

„Aber glauben Sie nicht," fragte Frau Cantenoy, „daß die Zerstreuung und die Bewegung Ihnen dienlicher ist?"

„Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, Madame; lassen Sie mich diesen Abend in meinem Zimmer zubringen."

„Meinetwegen! da Ihnen so viel daran liegt; für diesen Fall werde ich anordnen, daß man Ihnen hier decke."

„Ja, ich bitte aber, schicken Sie mir die Speisen durch ein Dienstmädchen, etwa durch das Mädchen, das während meiner Ohnmacht hier im Zimmer war."

Als Frau Cantenoy dem Sprecher ob dieser Bitte einen überraschten Blick zuwarf, fuhr Maucourt, dem dieser Blick nicht entgangen war, fort:

„Sie werden mich für einen Phantasten oder für einen Narren halten; aber Sie müssen mich schon entschuldigen, wenn ich Ihnen die Gründe für meine Handlungsweise nicht näher erkläre."

Seit einigen Augenblicken fragte sich Frau von Cantenoy, die ihrem Gaste mit unruhiger Neugier zuhörte, ob dieser wirklich noch seinen vollen Verstand besäße. „Meine Sprache erscheint Ihnen sonderbar, gnädige Frau," fuhr Maucourt fort. „Ich finde das sogar begreiflich; aber glauben Sie mir nur, ich bin nicht so verrückt, wie ich scheine. Uebrigens will ich weder Sie noch die anderen Herrschaften, die Zeugen meiner Ohnmacht waren, in einer Ungewißheit lassen, die zu häßlichen Mißdeutungen ausgebeutet werden könnte. Ich bitte Sie daher, gnädige Frau, allen meinen Freunden zu sagen, daß ich ihnen noch heute eine Erklärung zu geben wünsche. In einer Stunde werde ich sie hier erwarten."

Einige Augenblicke später erzählte uns Frau von Cantenoy, was sie vernommen, und bat uns, uns in einer Stunde in Raymond's Zimmer zu begeben.

3.

Es war zehn Uhr, als wir in das Zimmer unseres Freundes traten, der uns freundlich die Hände schüttelte. Er sah noch sehr bleich aus, befand sich aber ganz wohl, und empfand, wie er uns selbst sagte, nicht mehr das geringste Unbehagen.

Nachdem wir Platz genommen, sagte er:

„Sie glauben nicht, wie ich mich freue, Sie wiederzusehen. Ich muß mich noch bei Ihnen entschuldigen, daß ich Sie so in Unruhe versetzt habe."

„Du lieber Gott! Es war ja nicht Ihre Schuld," sagte Adolf Cantenoy mit schwermüthiger Stimme.

„Gewiß! es war nicht meine Schuld! Aber ich habe einer augenblicklichen Erregung nachgegeben . . ."

„Sie mögen sagen, was Sie wollen," unterbrach Cantenoy, „in einer solchen Situation ist man nicht Herr seiner selbst. Sie haben sich erschreckt, und das ist ganz erklärlich. Ich sage Ihnen ganz aufrichtig, ich an Ihrer Stelle hätte genau dieselbe Empfindung gehabt. Du lieber Gott! wenn man vorher keine Ahnung hat!" sagte er mit theilnehmender Miene.

Maucourt wollte sprechen, aber Cantenoy fiel ihm sogleich ins Wort:

„Vertheidigen Sie sich nicht, lieber Freund; Sie haben sich erschreckt. So etwas kann man ohne Erröthen gestehen."

„Ja, gewiß habe ich mich erschreckt," wiederholte Maucourt, einen erstaunten Blick auf Cantenoy heftend, „das leugne ich nicht; aber was mich wundert und was ich nicht recht verstehe, ist, daß Sie die Ursache meines Entsetzens zu kennen behaupten."

„Sie haben sich verrathen, mein guter Freund; ja, ich habe alles begriffen, alles errathen!"

„Sie haben alles errathen?" rief Maucourt im höchsten Grade überrascht.

„Aber gewiß!"

„Ich sage Ihnen, das ist nicht möglich; hier liegt ein Mißverständniß vor . . ."

„Ach, gehen Sie doch! Mit mir müssen Sie nicht so lange schwatzen, mein Lieber! Und unter uns, glauben Sie vielleicht, Sie sind der Einzige, auf den die Zahl 13 eine solche Wirkung hervorbringt?"

„Die Zahl 13?" wiederholte Raymond erstaunt.

„O gewiß, die Zahl 13, Sie wissen schon, was ich sagen will!"

„Mein lieber Cantenoy," erwiderte Maucourt lachend, „ich glaube, wir verstehen uns nicht ganz; Sie sprechen von der Zahl 13! Was hat denn bei dem allen die Zahl 13 zu thun?"

„Aber wenn wir nun 13 bei Tisch gewesen wären?" fragte Cantenoy etwas verdutzt.

„Nun, und?"

„Aber wir waren ja dreizehn!"

„Und was habe ich damit zu thun?"

„Wie?" rief Cantenoy fast wüthend; „aber hat Sie das denn nicht so furchtbar erschreckt."

„Erstens muß ich Ihnen bemerken," erwiderte Maucourt ruhig, „daß es mir während der Zeit, da ich an der Tafel saß, nicht eingefallen ist, die Anwesenden zu zählen."

Cantenoy machte ein ziemlich verdutztes Gesicht.

„Dann muß ich mich sehr wundern," fuhr Maucourt fort, „daß Sie mich für lächerlich und albern genug hielten, einer solchen Nichtigkeit eine derartige Bedeutung beizulegen. Ach, Cantenoy, ich hätte nie geglaubt, daß Sie eine so geringe Meinung von mir hätten," schloß Maucourt seine Worte, ohne zu ahnen, wie bitter er seinen Wirth beleidigte.

„Ich bin weder ein Kind noch ein altes Weib," fuhr der junge Mann fort, „also sprechen wir nicht mehr davon. Wenn ich Sie bat, hierherzukommen, so geschah das, um mich bei Ihnen für die Ihnen verursachte Störung zu entschuldigen. Auch glaubte ich am besten dadurch Ihre Verzeihung zu erlangen, daß ich Ihnen den wirklichen Grund meiner allerdings hochgradigen Aufregung mittheile. Wollen Sie mich jetzt hören? Soll ich Ihnen meine Geschichte erzählen?"

Natürlich nahmen wir den Vorschlag alle einstimmig an. Nach kurzer Pause, während der sich jeder möglichst bequem niederließ, begann Raymond de Maucourt folgendermaßen:

Gegen Ende des vorigen Jahres war ich genöthigt, nach der Normandie zu reisen.

Allerdings brachte ich diese Reise mit großem Vergnügen, denn es handelte sich darum, eine Erbschaft in Empfang zu nehmen.

Dieselbe war nicht gerade sehr bedeutend; sie bestand aus einem alten Gebäude, einer großen Pachtung und der Summe von 40,000 Frcs., die in Bankbillets beim Notar in Bayeux niedergelegt waren.

In der besten Stimmung von der Welt verließ ich eines Morgens Paris, um mich nach Bayeux zu dem mit der kleinen Erbschaft betrauten Notar zu begeben.

Ich hatte vor einigen Tagen einen Brief von ihm empfangen, in dem er mir mittheilte, daß ich nach Erledigung der üblichen Formalitäten nur zu ihm zu kommen brauche, um das Geld und die Besitztitel in Empfang zu nehmen. Ich war also sofort abgereist, und wir kamen am Abend vor Weihnachten in Bayeux an.

Ich sage „wir," weil ich meinen Kammerdiener mitgenommen hatte, einen braven Burschen, der seit länger als 15 Jahren in meiner Familie diente und mir sehr ergeben war.

In Bayeux angekommen, eilte ich zu dem Notar, der mich erwartete. Er las mir einige Akten vor, ließ mich verschiedene Dokumente unterzeichnen, und eine Stunde später hatte ich meine Besitztitel und meine 40,000 Frcs. in Banknoten in der Tasche. Die letzteren legte ich sorgfältig in ein neues Portefeuille, das ich zu diesem Zwecke eigens gekauft hatte.

(Forts. folgt.)

Bunte Zeitung.

Gruson'sche Panzerthürme in Spezzia. Auf dem Programm der italienischen Festlichkeiten zu Ehren des deutschen Kaisers befindet sich auch die Besichtigung der Küstenbefestigungen von Spezzia am 1. Mai. Eine der größten und in ihrer Art wohl einzig dastehenden Anlagen dieser Küstenwerke bilden unstreitig die beiden Gruson'schen Panzerthürme. Einen dieser Riesenthürme sah der Kaiser bereits im Jahre 1888, als er kurz vor seiner Thronbesteigung die Panzerwerkstätten des Grusonwerkes besuchte. Damals war eine der Panzerkuppeln fertig montirt und der Kaiser soll, wie wir hören, durch eine der Schießscharten, die für diesen Zweck besonders hergerichtet war, das Innere des Thurmes betreten haben. Ein derartiger Panzerthurm besteht im wesentlichen aus einem auf einem Rollenkranz sich drehenden eisernen Unterbau. Auf diesen ist die Panzerkuppel gesetzt. Dieselbe besteht aus einer Anzahl auf Coquille gegossener Hartgußplatten und dem Deckel; jede dieser Platten hat das ungeheure Gewicht von über 1600 Centnern. Der Unterbau wird durch einen starken, ebenfalls aus mehreren Hartgußplatten bestehenden Vorpanzer in der Weise geschützt, daß nur die Kuppel sichtbar ist. Der ganze Panzerthurm befindet sich bis zur Kuppel in einem gemauerten Brunnen, der zwei bis drei Stockwerke hat. Der Panzerthurm ist ausgerüstet mit zwei Krupp'schen Stahlkanonen von 40 cm Kaliber, die in eigenartig hergestellten Lafetten mit hydraulischer Bremsvorrichtung gelagert sind; jede Kanone hat ein Gewicht von nahezu 3000 Centnern. Da Menschenkräfte nicht mehr imstande sind, solche Riesengeschütze zu bewegen, so sind hydraulische Hebe- und Senkvorrichtungen angewendet. Die Geschosse, die aus diesen Kanonen verfeuert werden, wiegen gegen 1000 Kilogramm und sind fast mannshoch. An den Spezzia-Thürmen haben drei Nationen gearbeitet: Deutschland, Italien

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18930501039/fragment/page=0002